



Abend.

Zeitung.

71.

Freitag, am 24. März 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Heil).

Berlin.

(Beschluß.)

Nie hat sich der Speculationsgeist ärger betrogen, als indem er darauf rechnete, den Berliner von dieser Genügsamkeit zu entwöhnen und ihm die Lust an bunten geräuschvollen Unterhaltungen in eleganten Localen einzupfropfen. Die schönsten Anlagen gingen darüber zu Grunde. Das zierliche Livoli seufzt in einsamer Verlassenheit; das reiche Elysium brannte noch zeitig genug ab; das Colosseum hat sich zu einem Ballsaal gestalten müssen; in dem prachtvollen Odeum wird nur dann und wann ein solennes Diner gehalten, während die eigentlichen Besucher (und dieß sind noch obenein Fashionables) sich damit begnügen, auf dem Vorplatz, wo kein Entree gezahlt wird, ihre Tasse Kaffee oder ihr Glas Bier zu trinken.

Kaffeehäuser und Conditoreien sind im Allgemeinen elegant, oft prächtig ausgestattet; aber es ist ebenfalls nicht diese Ausstattung, welche die Besucher lockt; sie ist vielmehr eine luxuriöse Zugabe, welche der Besitzer des Locals ersparen könnte. Das Gastzimmer bei Josty ist, so lange es in einer düsteren, versteckten Hinterstube bestand, nicht weniger besucht worden, als jetzt der reichgeschmückte Salon. Die Gastzimmer der Conditoreien werden, wie die Kaffeehäuser und Tabagien, hauptsächlich von Stammgästen besucht, d. h. von Personen, welche sich täglich, oder fast täglich dort einfinden; in den Kaffeehäusern, um zu essen, oder Abends eine Flasche Bier zu trinken; in den Conditoreien, um

die Zeitungen zu lesen. — Man findet in den Conditoreien zu bestimmten Stunden immer wieder dasselbe Publicum. Bei Stehely: die Zeitungscorrespondenten, die Politiker, die Neuigkeitskrämer und die Professoren; bei Spargnapani: die Schöngelster, das Hegelthum und die Studenten; bei Josty: Bankiers, Officiere und Damen; bei Kranzler: die „Lions“ und die Lions seyn möchten, die Eis-Esser und die Mosdeherren; bei Courtin: der Handelsstand; bei Antieny: das Königsstädter Publicum, und endlich bei Gioranoly: die Herren vom Bureau, Geheimeräthe und Räthe aller Art. Man ist in allen diesen Conditoreien in guter Gesellschaft, obgleich kein Einziger der Anwesenden ein guter Gesellschafter ist. Man rechne nicht darauf, mit einem der Gäste eine Unterhaltung anzuknüpfen; es kann nirgend mehr Schweigsamkeit, Zurückhaltung und norddeutsche Steifheit herrschen, als in den Salons der Conditoreien. Nur bei Stehely wird eine lebhafte Conversation geführt, aber meist nur von gewissen geschlossenen Kreisen, von sogenannten Stammgästen, die sich dort heimisch fühlen. Eine Einmischung in diese Unterhaltung von Seiten eines Fremden wird wie eine Zudringlichkeit aufgenommen und mit Kälte zurückgewiesen. Diese Conversation wird oft so laut geführt, daß anderen Gästen die Möglichkeit, sich mit einander zu unterhalten, wenn nicht genommen, doch erschwert wird.

Mehr Discretion herrscht bei Josty, wo der Ton am meisten salonartig ist.

Bei Spagnapani waltet gewöhnlich ein tiefes Schweigen; Jeder sieht in seiner Zeitung oder Zeitschrift vertieft, Einzelne machen Notizen, die Unterhaltung dehnt sich selten über Zwei aus und wird obligat geführt. —

Zwei Dinge sind es, die in Berlin von einer Conditorei verlangt werden: gutes Gebäck und Zeitungen. So bescheiden die Ansprüche des Berliners in Bezug auf Garlkuchen sind, so hoch gespannt sind sie auf Kuchen und andere Süßigkeiten. Jeder Berliner weiß genau, wo es die besten Napfkuchen, die delicatesten Pfannkuchen, die schmackhaftesten Kaffeeprägeln giebt. Er kauft seine Sisten bei Meyer, seine Pfannkuchen bei Schaus, ist sein Eis bei Pollborn oder Kranzler, sein Kaiser bei Josty und trinkt seine *Chocolade au lait* bei d'Heurese. — —

Die Restaurationen werden nur von Garçons (Junggesellen) und Fremden besucht; die verabreichten Speisen sind im Durchschnitt nicht sonderlich. Man kann im Allgemeinen zwei Arten von Garlkuchen unterscheiden: die französische und die deutsche. Von den ersten giebt es nur wenige: der bekannte Jagor (jetzt Valentin), das *Café royal* und das *Café national* gehören hauptsächlich zu ihnen. Man speißt verhältnißmäßig sehr theuer und findet hier die eigentlichen „Exclusiven.“

Die deutschen Restaurationen sind fast alle von Einem Schlages; man erhält allenthalben dieselben Speisen, in derselben Zubereitung. Daher kann man sie eigentlich nur nach dem Preise unterscheiden, je nachdem man nämlich für den Mittagstisch 3 bis 8 Rthlr. monatlich zahlt. Für die kleinere Summe erhält man Suppe, Gemüse und Braten; für 6 bis 8 Rthlr. dagegen Suppe mit Rindfleisch, Gemüse mit einer Fleischbeilage, Braten nebst Compot und in der Regel auch Butter und Käse. Brod kann der Gast so viel er will genießen; nur in den untersten Restaurationen wird jedem Speisenden ein Stück Brod vorgeschnitten.

Auch in einigen Weinhäusern wird gespeißt; vorzüglich gut bei Lutten und Wegener für einen Abonnementspreis von 10 Rthlr. monatlich. Doch dieser Preis übersteigt bereits das Maas Berliner Deconomie, und es sind nur Wenige, welche ihn zahlen mögen. Die Nothwendigkeit, Wein trinken zu müssen, mag auch wohl Viele abhalten, in Weinhäusern zu speisen. In der Regel sieht man daselbst alte Herren, welche früher einen eigenen Hausstand geführt haben und auch jetzt noch von den gebratenen Rehzimmern und Fasanen der Garlküche nach der kräftigen Hausmannskost der seligen

Ehehälften zurückseufzen. Hat solch ein alter Herr das Vergnügen, Schwiegervater zu seyn, so recreirt er sich gewiß ein- auch zweimal in der Woche an der Hausmannskost seiner Tochter oder Schwiegertochter.

Am Besten speißt man an der *Table d'Hôte* der Gasthöfe erster Classe, das Couvert zu einem halben Thaler, im Abonnement billiger. Die Küche nähert sich hier mehr der französischen und hält eigentlich ein ächtes *Juste-milieu*; doch sieht man an dieser Tafel fast nur Fremde, eben weil der Preis zu hoch ist. Die Berliner sind im Ganzen äußerst haushälterisch; durch nichts lassen sie sich so leicht locken, als durch billige Preise, und nichts schreckt sie so sehr zurück, als das Gegentheil. Ein öffentlicher Vergnügungsort, der 10 Silbergroschen Entree nimmt, ist gewiß verloren; bei 5 Silbergroschen wahrscheinlich.

Mit der gerühmten Hausmannskost geht es dem Berliner wie manchen Eltern mit ihren Kindern; sie lieben das unartigste am meisten. Was man in Berlin eine „gute Hausmannskost“ nennt, ist in der Regel eine schlechte Jedermannskost, die wohlschmeckend zu finden man durchaus ein Berliner seyn muß. Bei der ächten Hausmannskost spielt die Suppe eine sehr untergeordnete, oder wenn man will, eine sehr erhabene Rolle, denn sie kommt nur an Sonn- und Festtagen auf den Tisch. Irgend ein Gemüse, besonders Kohlrüben, Kohlrabi, Würfeloht, große Möhren, Weißkohl und dergl., mit einem Stück Rind- oder Hammelfleisch gekocht — das ist Hausmannskost. Selbst sehr wohlhabende Bürgerfamilien begnügen sich mit diesem frugalen Tisch, und wenn auch manche Haushaltung gewiß einen besseren Begriff von einer guten Mahlzeit haben mag, so kann man doch sicher seyn, daß in 100 Fällen, wenn von guter Hausmannskost die Rede ist, die oben beschriebene Art genannt wird. Zweierlei ist es jedoch, was dem mageren Berliner Tisch ein wenig nachhilft, und was unter guter Hausmannskost immer mit verstanden wird: nämlich am Donnerstage gequetschte Erbsen mit Sauerkraut und gepökeltem Schweinefleisch, und am Sonntage ein Braten. Das Donnerstagsgericht ist so derb und nachhaltig, daß es scheint, als wolle sich der Berliner an diesem Tage für die ganze Woche satt essen.

Gute Mahlzeiten hält der Berliner nur auf Hochzeiten und Picnicken. Ueberhaupt herrscht bei den Hochzeiten ein unverhältnißmäßiger Luxus, fast wie bei den Begräbnissen. Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß ein Mann, der 300 Rthlr. Vermögen besitzt, 100 Rthlr. an das Begräbniß seiner Frau, oder

an die Hochzeit seiner Tochter wendet. Die Kleider der Braut, selbst vom ärmeren Bürgerstande, sind immer kostbar, oft prachtvoll. Wie bei den Leichenwagen, so giebt es auch bei den Hochzeitswagen, d. h. bei den Lohnkutschen, welche das Brautpaar zur Kirche fahren, Abstufungen von der einfachen Kutsche, die das selige Paar für einen Thaler nach Greta-Green und zurückbringt, bis zu der Prachtcarosse, welche von herrlichen Pferden mit silberbeschlagenem Geschirr gezogen wird, und auf Bock und Tritts stolz ausgestaffirte Livreegeister hat, ein Triumph, der 10 Rthlr. kostet. Keine, nur einigermaßen wohlhabende oder „anständige“ Braut fährt anders als in dem Zehn-Thaler-Wagen zur Kirche, gekleidet in eine kostbare seidene Robe mit prachtvollem Blondenschleier und geliehnem, geborgtem oder bezahltem Goldschmuck.

Keine wohlhabende oder anständige Familie richtet das Hochzeitsmahl in der eigenen Wohnung aus; dies geschieht vielmehr immer in irgend einem öffentlichen Local, das zu diesem Behufe gemiethet wird, im Winter meist im sogenannten englischen Hause, im Sommer auf Tivoli, im Odeum, oder in irgend einem andern Saale im Thiergarten. Die Speisen werden dann von einem Koch besorgt, das Couvert meist zu einem Thaler. So genügsam der Berliner an seinem eigenen Tische ist, so anspruchsvoll ist er auf Hochzeiten.

Zählt ein Hochzeitsmahl nicht 8 — 10 Schüsseln, zeigt es nicht hohe Baumkuchen und kostbare Confitüren, so nennt es der Berliner nicht anständig — meist aber sind die Hochzeiten „sehr anständig“ und endigen mit Eis und Champagner. Oft sind sie der erste Schritt zum Bankerott.

Picnicks und Kränzchen sind beinahe die einzigen Vermittler geselligen Vergnügens in Berlin. Erstere sind freie, Letztere geschlossene Gesellschaften. Ein gutes Souper, welches nicht aus Hausmannskost besteht, eine Flasche Wein oder zwei, und hernach ein Länzchen, sind die Ingredienzen, aus welchen das Vergnügen sich bildet. Die Picnicks werden von Kaffee- und Bierwirthten arrangirt und versammeln den niedern Bürgerstand, doch auch viele wohlhabende Handwerker, die zu den Stammgästen der gastgebenden Wirths gehören. Die Kränzchen sind mager oder fetter, je nach dem Stande und den Mitteln der Theilnehmer. An beiden Arten von Assemblies nehmen die Frauen und das junge Volk Theil, und eben deshalb passen sie nicht für Hagestolze, für alte Witwen und für Sauertöpfe, welche nicht gern in Gesellschaft ihrer Frauen sind. Diese Herren entschädigen sich durch Soupers, welche auf Subscription

arrangirt werden, und wo die Flaschen oder die Karten zum Tanze aufspielen.

In neuerer Zeit haben die Kränzchen sehr durch die öffentlichen Bälle verloren, welche theils im Colosseum, Faust's Wintergarten &c., theils von verschiedenen Tanzlehrern, wie von Gasperini im englischen Hause, von Thurnagel, Bademack, Krüger u. A. arrangirt werden. Obwohl aber alle diese Bälle zum großen Theil von anständigen Leuten besucht werden, so sind doch nur die von Theatermitgliedern in den Sälen des Opern- und Schauspielhauses arrangirten Bälle „anständig“, d. h. fashionable. Ob es der Opernhausball lange bleiben wird, bezweifeln wir, wenigstens nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre.

Fragmente und Aphorismen.

La Rochefoucauld sagt in seinen Maximen: dans le malheur de nos meilleurs amis il y a quelque chose, qui ne nous deplait pas, wir finden in den Unfällen unserer besten Freunde etwas, was uns nicht mißfällt, und man hat noch nicht gewagt, ihm in dieser seiner Behauptung Unrecht zu geben*). Dessenungeachtet würde man sich vielleicht richtiger ausdrücken, wenn man la Rochefoucauld's Meinung, mit einiger Modification, etwa folgendermaßen gäbe: Dans le bonheur de nos meilleurs amis il y a quelque chose, qui ne nous plait pas, wir finden im Glücke unserer besten Freunde etwas, was uns nicht ganz gefällt. Wäre aber wirklich dieser Gedanke noch la Rochefoucauld's Gedanke? Oder wäre aus diesem vielleicht etwas ganz anderes geworden?

Auch das Weltleben hat seine Pedanten.

Daß sich ein Octavian in einen August verwandelte, ist Einmal geschehen; die Metamorphose aber eines sogenannten Augustus in einen sehr wirklichen Octavian ist leider weit öfter vorgekommen.

Das Unternehmen, die See mit einer Rußschaale ausschöpfen zu wollen, bleibt nicht weniger abgeschmackt, wenn eine solche Schaale auch zufällig die Schaale einer Kokosnuß seyn sollte.

R. v. Groscreutz.

*) Auser Herbet, der la Rochefoucauld's Satz in einem langen (wenn ich nicht irre, in seiner „Adrastea“ befindlichen) Gedicht bestrittet.

Um Bache.

Fließt, ihr kleinen, muntern Wellen
Zwischen Blumenufern hin;
Bringet tausend stille Grüße
Meiner Herzenskönigin!

Sagt Ihr, daß von allen Blumen,
Die mit Küßen ihr erquickt,
Sie die schönste sey, nach welcher
Sehnend ihr Getreuer blickt.

Robert Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris im Winter.

(Fortsetzung.)

Unlängst sah ich am Morgen einen Fiaker die sich etwas senkende Seite einer Brücke herabfahren. Eins seiner Pferde glitt aus und stürzte. Statt nun abzustiegen und dem Thiere wieder auf die Beine zu helfen, blieb der Kutscher auf dem Bocke, das andere Pferd unbarmherzig schlagend und antreibend; dieses zog nun fort so viel es konnte, und so wurde das Gefallene eine Strecke weit geschleppt, bis Leute herbei eilten, welche der Barbarei Einhalt thaten. Ein andermal war ich Augenzeuge, wie ein Mann solch einem fühllosen Fuhrmanne, der seine Pferde unerhört mißhandelte, im gerechten Unwillen über diese Grausamkeit ein Ohrfeige gab. Letzterer kehrte sich um und schwang seine Peitsche, um Ersterem auf seine thätige Zurechtweisung ebenfalls fühlbar zu antworten, aber schnell sprangen mehrere Umstehende hinzu, packten den Peitschenschwinger, so, daß er an jeder Defensiv- und Offensiv-Bewegung gehindert wurde, und machten ihm begreiflich, daß er Unrecht und diesen Verweis wohl verdient habe; er möge sich nur ganz ruhig verhalten, sonst könne er noch schlimmere Folgen erfahren.

In diesem Chaos von Schmutz, Lärm und Brutalität gewahrt man von Zeit zu Zeit einen Betrunknen, der taumelnd und mit sich selbst sprechend seinen Weg verfolgt, oder Andere, welche in eine Art Paroxysmus gerathend, schreien, fluchen, oder was schrecklicher ist, durch Ueberreizung in eine Art Wahnsinn verfallen, die sich auf die Vorübergehenden stürzen und Faustschläge und Fußtritte austheilen an Jeden, der ihnen in den Weg kommt. Die abscheulichsten und oft lächerlichsten Auftritte werden in den Straßen von Paris von Betrunknen veranlaßt, aber auch Letztere sind Ekel und Abscheu erregend. — Die Trunkenheit äußert auf das sehr reizbare Nervensystem der Franzosen eine weit heftigere Wirkung als dies bei den Deutschen der Fall ist. Im vorletzten Winter hemmte ein Betrunkener alle Passage in einer der belebtesten Straßen auf längere Zeit. Er war ein Schlosser, der mit einem schweren Hammer mehreren Vorübergehenden bereits die heftigsten Schläge beigebracht hatte. Eins der Opfer trug man verscheidend vom Plage. Sausend schwang der Rasende fortwährend seinen Hammer, als schon mehrere Personen blutend neben ihm zusammen gesunken waren, und drohte Jeden zu erschlagen, der sich ihm nähern würde. Kein Mensch wagte sich seiner zu bemächtigen oder nur in sein Bereich zu kommen; und so standen auf beiden Seiten der Gasse die Augenzeugen schauernd und bebend ob eines solchen Ungeheuers, bis eine herbeigerufene Patrouille der Municipal-Garde sich seiner bemächtigte, was nur mit der größten Mühe und Vorsicht geschehen konnte, weil das Individuum eine nicht zu beruhigende Wuth und Riesenstärke besaß. Lächerliche, aber ekelhafte Auftritte veranlassen nicht selten alte Weiber, welche, wie die Pariser sagen, um die Betrunknenheit zu bezeichnen, im Weinberge des Herrn sind. Kurz, ich sah Vorfälle dieser Art, daß ich mich zuweilen unwillkürlich fragte: Bin ich

aber auch wirklich in der Hauptstadt der „civilisirtesten Nation,“ oder nur in Charenton oder Bicêtre?

Die Erscheinung Betrunkener in den Gassen ist hier im Winter häufiger als in andern Jahreszeiten. Das hat seinen Grund einerseits in dem vermehrten Elende und in der Strenge der Witterung, denn so Mancher sucht, von Hunger und Kälte getrieben, seine Noth beim Schnaps- oder Weinglase, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu vergessen. Andern Theils sind durch den Schmutz, die kurzen Tage und das schlechte Wetter die Ausflüge der Pariser vor die Barrieren unterbrochen, und sie sind genöthigt, ihre Erholungen und Zerstreuungen innerhalb der Metropole zu suchen und zu befriedigen. Diesem Straßen-Unfug oder dem immer mehr Umsichgreifen der Unmäßigkeit in spirituosfen Getränken sucht die Polizei auf keine Weise zu steuern, indem sie Alles der Art ignorirt, ausgenommen, wenn ein Betrunkener ganz und gar liegen bleibt oder wenn er Vorübergehende thätlich beleidigt.

Unter solchen und ähnlichen Auftritten vergeht der Tag und die Tausende von Gaslichtern entzündeten sich allmählig, um von Neuem dem Auge sichtbar zu machen, was es nur zu oft schon sah und was das Gemüth des Fühlenden nur zu oft schon mit Schmerz oder Ekel erfüllte; um mit ihrem klaren Lichte den ewigen Schmutz, das rastlos thätige Treiben und das zwischen ihm sich noch häufiger als am Tage zeigende Elend zu beleuchten.

Der Abend ruft verschiedene Industrien hervor, welche im Tageslicht weniger sich bemerkbar machen. Uebergehe ich das, was die „Göttinnen der Freude“ betrifft, wie der gegen menschliche Schwachheit über die Maassen tolerante Heine die verlorenen Geschöpfe nennt, deren Industrie Zeugnis giebt von der Größe des moralischen Elendes. Um den scharfen Augen der Polizei, die jeden Verkäufer, der sich bei der Behörde für seinen Kram keine Erlaubniß gelöst hat, hart verfolgt, die jede directe Bettelei mit Strenge unterdrückt, leichter zu entgehen, erscheinen Abends eine Menge Kinder, Weiber, alte Männer und Frauen, welche verschiedene Kleinigkeiten, aber vorzüglich chemische Zündhölzchen zum Verkauf ausrufen oder den Vorübergehenden anbieten. Herzerzergreifend ist meistens der Anblick dieser Unglücklichen. Hier kauert ein Kind in einem Winkel, der seine Regen träufelt schon Stunden lang auf die wenigen Lumpen, die seinen Körper bedecken, und durch und durch naß, kleben sie auf dem vom Frost geschüttelten Leibe. Die mit Wasser geschwängerte eisige Luft einathmend, ruft das arme Wesen von Zeit zu Zeit zähneklappernd mit zitternder Stimme: „Allumettes chimiques allemandes, un sous le paquet, un sous la boîte!“ Einige Schritte weiter, an einem Eckstein lehnt eine Frau; das Elend spricht aus ihrem blaffen, abgemagerten Gesicht, ein kleines Kind hält sie auf dem Arme, und mit der Hand bietet sie durch ein geringes Entgegenstrecken und einen flehenden Blick den Vorübergehenden ein Bündel Zündhölzchen an; an ihre Schürze hält sich ein etwas größeres Kind, und still und geduldig sind die Beklagenswerthen in einer Loge, in der selbst ein Hund heulen würde.

(Fortsetzung folgt.)